



## Rob Zweerman: Bahnmeisterei I (1944/45 in Nürnberg)



Rob Zweerman 1944 in Nürnberg

(Foto: privat)

William Piera und ich mußten uns am Montag, den 27. November 1944, in der Elektrowerkstatt der Bahnmeisterei melden, einer Abteilung der Bahnmeisterei, die man am besten mit dem Begriff Werksleitung beschreiben kann. Wir kamen dort etwa um neun Uhr an und wurden umgehend davon unterrichtet, daß wir uns weisungsgemäß am nächsten Morgen um halbsieben hier einzufinden. Unser Chef war Meister Joas, ein kleiner, hinterhältiger Wichtelmann, der nuschelnd, fast unverständlich, seine Arbeitsaufträge gab oder seine Drohungen zischte. Auf seinem Arbeitsanzug prangte ein Abzeichen der NSDAP, das ihn als Mitglied der Nazipartei auswies. Unser Arbeitsplatz grenzte an die Außenseite eine Flachbaus entlang der Schienen. Hier standen an drei Seiten Werkbänke und eine besonders große in der Mitte. Außerdem gab es noch Schränke für Material und Werkzeug sowie Spinde für die Kleidung. Zum Personal der Werkstatt gehörten noch Richard Kussmann, Willy Reiser und ein kleiner sympathischer Kerl, an dessen Namen ich mich nicht mehr genau erinnere. Ich glaube, er hieß Willy Stopf. Außerdem waren da noch drei Russen: Fjodor war ein älterer Mann, Pjotr ein Junge von ungefähr sechzehn Jahren und Sergej. Alle drei stammten aus Dnepropetrowsk in der Ukraine.

Wir wurden für allerlei Arbeiten eingesetzt. William half mir jedesmal, so daß ich mit der Zeit immer selbständiger arbeiten konnte. Unsere Hauptaufgabe war es zunächst einen Vorrat von Schaltelementen aus Kupferstäben anzulegen. Die Elemente waren für die Schaltwalzen der zahlreichen Be-

triebsfahrzeuge gedacht, die auf dem Gelände hin und herfuhr. Außerdem mußten wir noch andere Dinge machen, etwa Stecker reparieren oder große Stecker an armdicke Kabel montieren, die für Lokomotiven und Waggons bestimmt waren. Auch die Instandsetzung der Außenbeleuchtung und Oberleitungen gehören zu unseren Aufgaben. In den Werkstätten des Flachbaus mußten ständig auf Mitteilung Störungen behoben, Kurzschlüsse beseitigt, neue Verkabelungen gelegt, Schaltkästen montiert oder Lampen ersetzt werden.

An unserem Arbeitsplatz war es auszuhalten, doch in den großen, offenen Werkhallen und draußen war es immer kalt und naß von Schnee und Eis. Auf den großen Drehscheiben standen täglich mehrere Lokomotiven zur Wartung. Wir mußten die elektrische Verdrahtung und die Lampen reparieren, ein schmutziges Geschäft, nach dem man meist schwarz vor Ruß war. Weiterhin wurden wir eingesetzt, um in schwindelnder Höhe auf Fahrkränen im laufenden Betrieb Arbeiten durchzuführen, wobei uns die Hände erfroren und wir immer gut achtgeben mußten, um nicht von den sich bewegenden und rotierenden Teilen erfaßt zu werden. Nach jedem Luftangriff waren auf dem Werksgelände unzählige Elektrizitätsmasten und Kabelleitungen zerstört, die dann wieder schnell repariert werden mußten, manchmal in Tag- und Nacharbeit.

Richard und Willy hatten ein feines Näschen dafür, wo sich Meister Joas gerade aufhielt. Auch sie mochten sein boshafte Verhalten nicht. Beide waren wegen ihrer Qualifikation vom Frontdienst freigestellt. Wenn die Luft rein war, verdrückten wir uns irgendwo auf dem weitläufigen Werksgelände in einen Werkstattwagen oder Schutzraum um uns zu unterhalten, ein Zigarettchen zu rauchen oder einfach, um nichts zu tun.

Unsere Arbeitskleidung war ein großes Problem. William und ich waren größer als der durchschnittliche Deutsche. Als Arbeitskleidung bekamen wir Jacke und Hose. Die Jacke war zu kurz und die Ärmel für uns ungefähr dreiviertellang. Die Hose war viel zu weit, dafür die Hosenbeine viel zu kurz. Trotzdem mußten wir damit zufrieden sein. Arbeitskleidung war Pflicht und es gab eben keine andere. Wir hielten unsere Hose mit einer Stahlfeder um unsere Hüften oben. Arbeitsschuhe aus Leder gab es für Ausländer nicht. Statt dessen bekamen wir Holzpantinen mit einer leinenen Kappe. Die maximale Größe auf Lager war 44 und ich hatte 45. Obwohl es verboten war, verfiel ich auf den unglücklichen Gedanken, meine eigenen Schuhe bei der Arbeit zu tragen. Sie waren nach wenigen Tagen völlig verschlissen. Eine andere verdrießliche Kleinigkeit war, daß man keine Schnürsenkel bekommen konnte, also mußte eine Packschnur als Verschuß herhalten. Später, als meine Schuhe endgültig hinüber waren, habe ich bis zur Befreiung in Holzschuhen herumlaufen müssen. Als die Socken auch kaputt waren, habe ich eine alte Decke in Streifen geschnitten und mir um die Füße gewickelt. Es war ausgesprochen mühselig mit den Holzschuhen durch den Schnee zu laufen. Unter den hölzernen Sohlen setzten sich dicke Schneeschichten fest, durch die man das Gleichgewicht verlor und deshalb alle paar Meter versuchen mußte, den Schnee von dort abzuklopfen oder abzutreten.

Die Arbeitstage waren lang. Morgens um halb sechs wurde das ganze Lager von einem brüllenden Lagerführer geweckt. Wasser zum Waschen gab es nicht. Anziehen mußten wir uns manchmal auch nicht mehr, weil wir in vollen Klamotten in den Bett lagen nach stundenlangen Luftalarmen und Ausharren im Schutzraum oder wenn es zu kalt war, weil der Ofen ausgegangen war. Im Halbdunkel oder in völliger Finsternis suchte jeder seine sieben Sachen zusammen, baute sein Bett, traf seinen Kameraden und um sechs Uhr verließen wir die Schule, hinaus durch das Dorf in die stockdunkle Nacht, jeder zu seiner Arbeitsstelle. Schlag halbsieben stand jeder hinter seiner Werkbank oder man bekam einen Arbeitsauftrag für draußen. Danach wurde bis halbneun gearbeitet. In meiner Erinnerung war das eine unendlich lange Zeit. Anschließend bekamen wir in der Kantine des Eisenbahnpersonals eine Portion Bohnenkaffee oder etwas, das dafür herhalten mußte. Die Meisten hatten ein Butterbrot dabei, das sie sich am Abend zuvor in den Rucksack gesteckt hatten. Um dreiviertelneun war die erste Pause vorbei und es wurde bis halbeins durchgearbeitet. Wieder verkündete eine Sirene die Pause. In der Kantine erhielten wir eine Suppe. Diese war von durchaus guter Qualität und recht schmackhaft. Um ein Uhr ging die Sirene und dann wurde ohne Unterbrechung bis fünf Uhr gearbeitet. Danach gingen wir schnell zurück ins Dorf, um dort noch einige Besorgungen machen zu können.

In diesem Trott verliefen die Monate. Anfangs wurde an den Sonntagen nicht gearbeitet. An Samstagen wurde den ganzen Tag gearbeitet. Nach dem Dezember wurden die freien Sonntage auf zwei im Monat reduziert. Die langen Arbeitszeiten, die kurzen Nächte, unzählige Male unterbrochen von Fliegeralarm, dem dann kein Angriff folgte, die Kälte, die nagenden Sorgen um Zuhause, das vergebliche Warten auf Post, der Mangel an Kleidung, das Ungeziefer, das alles wurde uns im Laufe des Januars zuviel. Aus dieser Zeit ist ein ganzes Stück aus meiner Erinnerung verschwunden, nur die Monotonie der Arbeit, die ständige Gefahr aus der Luft, der Schlafmangel und die Sorgen um die Familie sind mir im Gedächtnis geblieben. Im Januar und Februar war es bitterkalt, häufig mit Temperaturen von zwanzig Grad unter Null. Bei Außenarbeiten trugen wir keine Handschuhe, weil es einfach keine gab. Manchmal froren die Zangen an den Händen fest oder man stand steifgefroren hoch oben auf einer Leiter, um Kupferdraht und Isolatoren an einem Masten zu befestigen, ganz benommen von Kälte und Müdigkeit. William und ich mußten manchmal vor Schmerzen und Traurigkeit weinen. Da scherten uns auch die Drohungen von Meister Joas nicht mehr, er werde uns "einsperren und ins Konzentrationslager schicken lassen, damit ihr faulen Arschlöcher lernt, was Krieg ist und Arbeit für den Führer Adolf Hitler!". William und ich verabredeten, daß wir ihn nach dem Krieg einen Kopf kürzer machen würden, doch es kam nicht soweit, weil Joas da zusammen mit fliehenden Volkssturmsoldaten die Beine in die Hand genommen hat. Das war eine in aller Hast gebildete Formation von älteren Männern über fünfzig Jahre.



**Die Rotterdamer Deportierten bei der Arbeit in Nürnberg**

(Zeichnung: Guust Hens)

*Übersetzung aus dem Niederländischen von Gerhard Jochem, August 2002*

weitere Seiten zum Thema niederländische Zwangsarbeiter:

<b>Die Verschleppung der männlichen Bevölkerung Rotterdams im November 1944</b>	
<b>B. van der V.: Die Zeit in Nürnberg war nicht die schwerste, doch sie hat ihre Spuren hinterlassen</b>	
<b>dwangarbeid.pagina.nl</b>	<b>Netherlands Slave Laborers - World War II</b>

---

<http://rijo-research.de> © Susanne Rieger, Gerhard Jochem; Stand: 05. Juni 2006